



„Als wir in die Stadt rein sind, haben wir jeden erschossen, den wir gefunden haben“

Gatwich
Der 20-jährige Nuer-Mann wurde im Südsudan zum Mörder der Dinka



„Manchmal denke ich, sie hätten mich einfach umbringen sollen. Die Angst blieb bis heute“

Ayen
Das 15-jährige Dinka-Mädchen entkam den Nuer-Mörderbanden

Die Mörder wo hnen nebenan

Drei Jahre hat Gatwich im südsudanesischen Bürgerkrieg gekämpft – heute lebt er

als Flüchtling in Uganda. Seine Nachbarn? Hätte er damals erschossen

Von Bartholomäus von Laffert; Fotos: Moritz Richter



Getrennte Kirchen, derselbe Gott: Hier beten Dinka-Frauen im Lager, 50 Meter weiter die Nuer. Beide Volksstämme sind Christen



Essensausgabe für Dinka im Lager von Obodu in Uganda. Auch wenn sie den Südsudan überlebten, bleibt die Angst vor ihren Feinden auch hier

An einem Sonntagmorgen sitzt ein junger Mann in einer Kirche aus bröseligem Lehm und hört das Evangelium. Es ist kurz nach neun in Obodu, einer Flüchtlingsiedlung tief drin im Busch von Uganda, Morgensonne fällt durch die Holzstäbe in den finsternen Lehm. Wie kleine Wellen glänzen die Narben im Licht auf der Stirn des 20-Jährigen, der mit Vornamen Gatwich heißt: sechs Streifen, waagrecht, parallel, kleinfingerbreiter Abstand. Das Stammeszeichen der Nuer, Südsudans zweitgrößtes Stamms.

Der Priester liest: „Er stürzte zu Boden und hörte, wie eine Stimme zu ihm sagte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er antwortete: Wer bist du, Herr?“

Gatwich flüstert: „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“

Er kann den Text auswendig, so wie andere Menschen ihr Lieblingslied. Apostelgeschichte 9, 1. Einmal will er selbst so werden, sagt er: Wie der Saul zum Paul. Vom Massenmörder zum Missionar.

Gatwich ist einer von zwei Millionen Flüchtlingen, die vor dem Bürgerkrieg im Südsudan ins Ausland geflohen sind. Es ist die größte grenzüberschreitende Fluchtbewegung in Zentralafrika seit dem Völkermord in Ruanda 1994. Allein das bitterarme südliche Nachbarland Uganda hat eine Million Südsudanesen aufgenommen,

jeden Tag kommen Hunderte mehr. Hier leben Menschen zusammen, die sich auf der anderen Seite der Grenze bekämpfen. Angehörige der zwei größten Stämme des Südsudans: Dinka und Nuer. Täter und Opfer, Seite an Seite. Vielleicht gibt es keinen besseren Ort als die Siedlung Obodu, um zu verstehen, was der Krieg in den Köpfen der Überlebenden angerichtet hat – und wie schwer es wird, sie zu versöhnen.

Die unsichtbare Grenze

Wie eine sandige Narbe verläuft der Trampelpfad durch Obodu. Links und rechts davon Lehmhütten mit Dächern aus Stroh, kleine Grundstücke, abgesteckt mit dürren Stecken. In Entfernung von zwanzig Metern die zwei Kirchen, dazwischen ein Brunnen, davor, in zwei parallel verlaufenden Linien aufgereiht, gelbe Wasserkanister, links die der Nuer-Frauen, rechts die der Dinka, separiert wie die Flüchtlinge im Camp. Wer die Menschen länger beobachtet, stellt fest, dass kaum jemand die unsichtbare Grenze je überschreitet. „Weil sie einander hassen“, sagt Gatwich.

„Weil sie Angst haben“, sagt Ayen. Die 15-Jährige steht gebückt in einer kleinen Lehmhütte, hat ihr oranges Sonntagkleid getauscht gegen das ärmellose rote Sportshirt. „Weißt du“, sagt Ayen, „manchmal denke ich, sie hätten mich auch einfach umbringen sollen. Was hat ein ängstliches Mädchen wie ich allein in dieser Welt zu

suchen?“ Vor sich hat sie einen Blechtopf auf das offene Feuer gestellt, darin rote Bohnen. Draußen haben die anderen Dinka-Mädchen die blauen Plastikstühle zu einem Stuhlkreis zusammengeschoben. Rhoda, Rebecca, Adjok mit dem Baby auf dem Arm, Blessing, drei Monate alt, der Erzeuger ist abgehauen. „Meine neue Familie“, sagt Ayen, nickt in die Runde, gießt Bohnensuppe in die Blechschüsseln.

Wie viele Todesopfer der Bürgerkrieg im Südsudan bislang gefordert hat, kann niemand mehr sagen, so unübersichtlich ist die Situation vor Ort. 50.000 waren es bei der letzten Schätzung der UN-Beobachter im Frühjahr 2016. 7,5 Millionen der zwölf Millionen Einwohner Südsudans sind nach Angaben der internationalen Hilfsorganisation World Vision auf humanitäre Hilfe angewiesen. Sechs Millionen Menschen haben nicht genug zu essen. Ayens Vater hatte es von Anfang an gewusst. „Traue niemals den Männern mit den sechs Streifen auf der Stirn!“, hatte er seine Kinder immer gewarnt, die zwei Söhne, die kleine Tochter. Damals lebte die Familie in Bor, Hauptstadt des südsudanesischen Bundesstaates Jonglei am Weißen Nil, 300.000 Einwohner etwa.

Der Vater war Viehzüchter, so wie die allermeisten Südsudanesen. Seit Ayen sich erinnern kann, hat der Vater gegen die Männer der anderen Stämme, die Murle, die Nuer, gekämpft. Die Fremden kamen

und versuchten, die Kühe zu stehlen und ihre Verwandten zu töten. „Cattle Raiding“ nennen sie das im Südsudan. Teil einer archaischen Tradition, der durch kein Gesetz je Einhaltung geboten wurde. Diebe waren Helden. Die Beklauten waren entweder tot oder Versager.

Das Scheitern eines Staates

Trotzdem hatte sich der Vater gefreut, als der Südsudan im Juli 2011 endlich unabhängig und der jüngste Staat der Welt wurde. Nach 50 Jahren Krieg mit dem Norden und 1,5 Millionen Toten. Wie 98 Prozent der Südsudanesen hatte er für die Abspaltung vom Sudan gestimmt. Doch ganz getraut hat er dem Gerede von Nation und Demokratie nie. Wie sollten Menschen eine Einheit bilden, die seit Jahrzehnten Blutfürbitter waren, wenn es um Vieh und

Weideland ging? Als am 15. Dezember 2013 in Juba der Krieg ausbricht, war Ayen elf Jahre alt. Von Politik wusste sie damals noch nichts, nur dass der Präsident Salva Kiir ein Dinka war wie sie und der Vize-Präsident Riek Machar ein Nuer. Dass die beiden stritten, wunderte sie nicht. Früher hatten sie Seite an Seite in den Sezessionskriegen gegen den Sudan gekämpft, jetzt kämpften sie um den Vorsitz der sudanesischen Volksbefreiungsbewegung SPLM, die mit der Unabhängigkeit zur Staatspartei geworden war, und darum, wer bei den anstehenden Wahlen im Jahr 2015 als Präsidentschaftskandidat antritt.

Der Krieg beginnt als Schießerei zwischen den Wachmännern des Präsidenten, Dinka und Nuer. Kiir will die Schießerei als versuchten Putsch der Nuer inszenieren. Infolgedessen ziehen in den Tagen darauf

Dinka-Soldaten durch die Stadt und töten in pogromartigen Ausschreitungen etwa 600 Nuer. Zehntausend fliehen in die Stellungen der Vereinten Nationen. In den darauffolgenden Stunden verbreitet sich die Nachricht im ganzen Land, Nuer-Soldaten desertieren, laufen über zu der von Riek Machar ausgerufenen SPLA-IO, der Sudanesischen Befreiungsfront in Opposition. Es ist nicht länger ein parteiinterner Konflikt zwischen Salva Kiir und Dr. Riek, sondern ein Bürgerkrieg zwischen den zwei größten Stämmen.

Vom Kuhbub zum Mörder

„Rache“, sagt Gatwich, der Nuer-Mann aus Obodu. „Wir alle wollten Rache“. Als der Krieg ausbricht, ist er 16 Jahre alt, im Fernsehen spricht Salva Kiir von einem Putschversuch der Nuer-Soldaten, am Telefon erzählen seine Verwandten aus Juba Horrorgeschichten: Von Dinka, die durch die Straßen marschierten, alle Männer ermordeten, die Frauen vergewaltigten, die Überlebenden zwangen, das Fleisch ihrer getöteten Stammesangehörigen zu grillen und zu essen.

Gatwich kommt aus Yuai, einem kleinen Dorf im Bundesstaat Jonglei, 250 Kilometer nördlich von Bor. Seit er denken kann, hat ihn der Vater, ein Viehzüchter auch, zum Kühehüten auf die Weide geschickt. Anfangs mit einer Gerte, später, als er alt genug war, haben sie ihm statt-



2011 erlangte der christlich geprägte Südsudan die Unabhängigkeit vom muslimisch dominierten Sudan. Nur zwei Jahre danach begann der Bürgerkrieg. Wie Gatwich und Ayen floh über eine Million Menschen ins Nachbarland Uganda



Gatwich sitzt im Plastiksessel vor seiner Lehmhütte. Im Südsudan galt er als Held und Befreier – hier ist er ein Niemand



Früher bestand sein Leben aus Kämpfen, Plündern, Weiterziehen. Gatwich zeigt seine Verletzungen aus dieser Zeit



Ayen (re. am Zaun) mit anderen Dinka an der Wasserstelle des Lagers. Gatwichs Hütte liegt nur 50 Meter entfernt

„Wäre ich im Südsudan, würde ich wieder töten. Tun wir es nicht, dann tun sie es“

Gatwich
Der 20-Jährige ist im Lager als Mörder der Dinka gebrandmarkt

dessen eine Kalaschnikow umgehängt. Als die Nachrichten aus Juba eintreffen, rufen die Dorfältesten die Jugendlichen zusammen. Schwören sie darauf ein, sich der „White Army“ anzuschließen. Der weißen Armee, einer Nuer-Selbstverteidigungsmiliz, gegründet schon 1991. Lauter junge Männer, bereit, für Vergeltung ans Äußerste zu gehen, der Tod der Stammesangehörigen in Juba ist Motivation genug. Aus Kuhbuben werden Kindersoldaten.

Gatwich sitzt im Halbdunkeln einer der Lehmhütten in der ugandischen Flüchtlingsiedlung, vor ihm auf dem Boden liegt eine Landkarte, „Sudan and South Sudan“, die die Reporter aus Europa mitgebracht haben. Gatwich guckt unschlüssig, lesen hat er nie gelernt. „Yarkwaich?“, fragt Gatwich, der Übersetzer deutet auf einen kleinen Punkt auf der Karte. „Faddoi? Bura?“ Mit zittriger Hand verbindet Gatwich die Orte aus der Karte, zeichnet die Marschroute der Weißen Armee nach. Kämpfen, plündern, weiterziehen. Von Nord nach Süd, immer gen Juba. „Bor?“, fragt Gatwich, der Übersetzer zeigt, der junge Mann malt. Zwei dicke Kringel um die drei gefetteten Buchstaben.

Als die „weiße Armee“ kam

Kaum eine Stadt hat in der jüngeren Geschichte des Südsudans eine so bedeutende Rolle gespielt wie Bor. 200 Kilometer nilabwärts von Juba. 1983 war der sudaneseische General John Garang, ein Dinka, mit anderen Soldaten, einer von ihnen Riek Machar, desertiert und hatte die Sudaneseische Volksbefreiungsfront SPLM gegründet. Er hatte den Grundstein gelegt für den Unabhängigkeitskampf. 1991 hatte sich Riek Machar zum ersten Mal mit seinen Gefolgsleuten von John Garang und der SPLM abgespalten und mit seinen Soldaten Garangs Heimatstadt Bor angegriffen. 2.000 Dinka wurden dabei ermordet. Verziehen haben die Dinka ihm das nie.

„Angst“, sagt Ayen. „Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich wirklich Angst, bis heute ist die nicht mehr gewichen.“ Bor ist die erste große Stadt, die die von Riek Machar ausgerufene Opposition einnimmt, am 19. Dezember 2013. Am Heiligen Abend 2013 verkündet der Chef des sudanesischen Militärs die Rückeroberung, vier Tage später ruft Ayens Vater seine Kinder zu sich. Die Nuer stünden vor der Stadt, so hatte er es gehört. 25.000 sollten es sein. Waffenmäßig ist die südsudaneseische Armee den schlecht ausgerüsteten Jugendlichen haushoch überlegen. „Manche von uns hatten AK-47-Gewehre, manche nur Messer und

Speere, manche hatten nicht mal Schuhe“, sagt Gatwich. Aber die Jugendlichen haben Wut und Rachedurst. „Wir wollten sie ausrotten. Als wir in die Stadt rein sind, haben wir jeden erschossen, den wir gefunden haben“, sagt Gatwich, seine Augen glitzern. „Einfach so“, sagt er, reckt die linke Faust nach vorne, bedient mit der rechten einen imaginären Hebel. Er schnalzt mit den Backen. Tschick-tschack.

Als es Bum macht, ist Ayen beim Brunnen, holt Wasser, 500 Meter vom Haus entfernt. Wie viele Schüsse es waren, kann Ayen nicht mehr sagen. Bruchstückhaft, wie Fotos in einem Album, haben sich die Erinnerungen in ihr Hirn gebrannt. Junge Männer mit großen Pistolen, sechs Streifen auf der Stirn, wie der Vater immer gewarnt hatte, die singend aus dem Haus laufen. Der Vater, die Brüder, die blutüberströmt auf dem Boden liegen, tot. Die Mutter, der das Blut aus dem Mund rinnt, im Todeskampf. Sie selbst, wie sie ausharrt zwischen den Leichen, sie weiß nicht mehr wie lang. Vielleicht waren es zehn Minuten, vielleicht fünf Stunden. Bis die Nachbarin sie fand, am Arm packte, mit ihr nach Uganda floh.

Wie viele Menschen er an diesem Tag umgebracht habe? Gatwich lacht nervös. „Mehr als meine beiden Hände Finger haben“, sagt er. Keine Frauen, keine Kinder, das sei die einzige Regel gewesen, sagt er.

Vier Kreuze auf der Karte

Ayen nimmt die Landkarte in die Hand. Mit dem Zeigefinger fährt sie den Flusslauf des Nils hinauf. Bei Bor stockt sie, nimmt ihren blauen Kugelschreiber in die Hand. Neben die zwei dicken Kringel malt sie vier Kreuze. Papa, Mama, die Brüder, eins für jeden von ihnen.

Im August 2015 haben die USA zusammen mit der regionalen Staatenorganisation IGAD einen Friedensvertrag zwischen Kiir und Machar vermittelt. Umgesetzt wurde das Abkommen nie. Im Frühjahr 2016 eskalierten die Kämpfe erneut, Riek Machar ist nach Südafrika geflohen, wo er unter Hausarrest steht. Inzwischen erfassten Kämpfe auch den Süden und Westen des Landes, wo es lange Zeit ruhig geblieben war. Es gibt kaum einen der 60 Stämme im Südsudan, der nicht direkt in sie involviert ist. Versuche eines Ausgleichs zwischen den verfeindeten Volksgruppen und einer Aufteilung der Macht zwischen ihnen scheiterten mehrmals. Noch immer besteht die Gefahr eines Völkermords.

Am Abend sitzt Gatwich auf einem blauen Plastiksessel vor seiner Lehmhütte,



Das neue Zuhause von Gatwich und Ayen: Das Flüchtlingslager Obodu (o.) in Uganda. Eine Million dorthin geflohene Menschen überfordern das Nachbarland

neben ihm seine Freunde, Ana Rio, Njapur, Gatwich Junior. 2016 ist er geflohen. Früher sei er ein Superheld gewesen, erzählt er. Einer, den die Frauen geliebt hätten und die alten Stammesgenossen gefeiert. Als Beschützer, als Befreier der Nuer.

Hier in Obodu ist Gatwich ein Niemand. Als Mörder gebrandmarkt, dessen Geschichte niemand kennt, aber doch jeder ahnen kann – was sonst soll ein Nuer-Junge drei Jahre lang in diesem Land tun außer kämpfen? Er ist ein Analphabet, der lesen, schreiben, rechnen nie gelernt hat. Dem die Nachbarin jeden Abend einen Teller Maispampe kocht – aus Mitleid.

Ob er aufgehört hat, zu hassen? Gatwich überlegt nicht lange, schüttelt den Kopf. „Hier in Uganda werden wir bestraft, wenn wir was tun. Wäre ich im Südsudan, würde ich wieder töten – wenn wir sie nicht töten, töten sie uns“, sagt Gatwich. Seine Worte erst machen einem bewusst, dass der Hass nicht Halt macht an der Grenze. In Uganda nur konserviert ist, wie der Eiter in einer Hautblase – mit der steilen Gefahr wieder aufzuplatzen.

50 unüberwindbare Meter

Dabei, möchte man meinen, wäre die Versöhnung so einfach. 50 Meter Luftlinie von Gatwichs Lehmhütte entfernt lebt Ayen. Ein Mädchen, das in Bor an dem Tag ihre Familie verlor, als Gatwich nach Bor kam, um Menschen zu ermorden. Ob er sich vorstellen könnte, hinüberzugehen, sich bei ihr zu entschuldigen für damals, so wie der Saul in der Bibel? Gatwich muss la-

chen. „Dann würde ich ja zugeben, dass ich was falsch gemacht habe ...“

An diesem Abend sitzt Ayen draußen unter einer dünnen Akazie. Sie ist gerade einmal 15 Jahre alt, und doch hat sie in ihrem Leben Dinge gesehen, die wir uns nicht im Ansatz vorstellen können. Sie kennt die jungen Männer, die mit den Streifen auf der Stirn, die 2016 erst nach Obodu kamen. Ihre Namen weiß sie nicht, ihre Biografien aber kann sie erahnen. Sie fürchtet sie. „Als Mann hätte ich vielleicht auch gekämpft“, sagt sie ruhig, sitzt aufrecht, blickt einem direkt in die Augen. „Als Frau bist du in all diesen Kämpfen immer nur das Opfer.“

Kein Opfer mehr sein

Ayen weiß nicht mehr, wann genau sie beschlossen hat, kein Opfer mehr zu sein. Das Beste aus der Tatsache zu machen, dass sie überlebt hat als einzige ihrer Familie. „Ich werde Anwältin für Menschenrechte“, sagt sie. Die Sonne ist untergegangen, die Luft kühlt langsam ab, ihre Stimme klingt klar und überzeugt. „Damit eines Tages die Menschen bestraft werden, die heute im Südsudan morden. Weil ohne Gerechtigkeit können wir Versöhnung vergessen.“

Der Journalist **Bartholomäus von Laffert** und der Fotograf **Moritz Richter** waren drei Wochen in Uganda unterwegs. Die Reise wurde unterstützt und gefördert vom Netzwerk recherche und vom Förderverein der katholischen Journalistenschule ifp.

7,5 Mio.

der 12,5 Millionen Einwohner des Südsudans sind auf humanitäre Hilfe angewiesen

„Ich werde Anwältin. Denn ohne Gerechtigkeit können wir eine Versöhnung vergessen“

Ayen
Als sie elf war, floh sie vor den Mördern und hofft auf eine Zukunft

50.000 Tote

forderte der Krieg bis zum Frühjahr 2016. Dann hörte man auf, die Zahl der Toten weiter zu schätzen